

**Detlef Garbe, Einführung in die Ausstellung der KZ-Gedenkstätte Neuengamme
„Vor uns lagen nur Trümmer“ – Einsatz von KZ-Häftlingen nach der „Operation Gomorrha“,
Mahnmal St. Nikolai, 19. Juli 2018, 17 Uhr**

Sehr geehrter Herr Senator Dr. Brosda,

sehr geehrter Herr Franke,

meine Damen und Herren,

ich möchte Ihnen nunmehr einen Überblick zu den Themen der Ausstellung vermitteln.

Die ersten Ausstellungstafeln lenken den Blick darauf, dass zu den Opfern der Luftangriffe nicht nur die Hamburger Bevölkerung zählte, sondern auch die lange Zeit in der städtischen Erinnerung an die „Operation Gomorrha“ weitgehend unbeachtet gebliebenen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. Die 73.000 im Sommer 1943 in der Hamburger Kriegswirtschaft eingesetzten ausländischen Arbeitskräfte stellten einen nicht unbeträchtlichen Teil der über 30.000 Menschen, die in den Flammen starben, unter ihnen weit über 5000 Kinder. Ebenso wie Juden war es den Zwangsarbeitern verwehrt, Luftschutzbunker aufzusuchen. Oft gab es auf den Lagergeländen und an den Betriebsstätten nur die Möglichkeit, in niedrigen Splitterschutzgräben Schutz vor den Bomben zu suchen. Unter den Bedingungen relativer Schutzlosigkeit war der prozentuale Anteil der Todesopfer unter den nach Hamburg zur Zwangsarbeit verschleppten ausländischen Arbeitskräften etwa doppelt so hoch als unter der Zivilbevölkerung. Gerade bei diesen Opfern konnten viele Tote nicht identifiziert werden. Für die Ohlsdorfer Massengräber ist die Zahl von 4223 ausländischen Zivilisten und Kriegsgefangenen bekannt, die als Bombenopfer bestattet wurden.

Viele Zwangsarbeiter nutzten im Chaos der Angriffe die Gelegenheit der zusammengebrochenen Strukturen, zerstörter Einzäunungen und der verwaisten Bewachungsposten in den Lagern und an den Arbeitsstellen zur Flucht. Das Regime reagierte mit aller Schärfe. Schon nach den ersten Angriffstagen stellte der Höhere SS- und Polizeiführer Nordsee Graf von Bassewitz-Behr dem Hamburger Polizeipräsidenten einen „Sicherungsverband“ aus 25 Polizeikompanien und 4 Kompanien der Waffen-SS zur Seite. Wiederergreifungen, Überstellungen in Konzentrationslagern und Exekutionen von so genannten Rädelsführern folgten.

Die Zerstörungen vor allem in Hamburgs Osten waren so gewaltig, dass sie die Szenarien in den Planungen für einen sogenannten „Großkatastrophenfall“ bei weitem übertrafen. Nach dem durch Phosphor- und Stabbrandbomben ausgelösten Feuersturm bot sich ein Bild der Verwüstung. Angesichts der chaotischen Verhältnisse konnten die Feuerwehr, der Luftschutz, Wehrmacht, Polizei und Kommunalverwaltung trotz größter Anstrengungen der 36.000 eingesetzten Helfer die sich nun stellenden Aufgaben nur ansatzweise bewältigen.

In der großflächig zerstörten Stadt kamen nunmehr erstmals und in sehr großem Umfang Häftlinge des KZ Neuengamme zum Einsatz. Dies ist das Schwerpunktthema der Ausstellung. Die ersten Einsätze begannen bereits während der „Operation Gomorrha“. Noch im Laufe des

25. Juli nahmen zehn kleine Spezialkommandos ihre Arbeit auf. Ihr Auftrag war die Suche nach nicht detonierten Bomben und die Entschärfung der Blindgänger. Ab dem 28. Juli wurden dann 450 Häftlinge hauptsächlich zur Leichenbergung eingesetzt. Polizeipräsident Kehrl hatte die Häftlinge angefordert, weil sich zuvor ausländische Arbeiter geweigert hatten, diese Arbeiten durchzuführen, woraufhin einige von ihnen „zur Abschreckung“ erschossen worden waren.

Nun kam es auch zur Einrichtung eines ersten Außenlagers des KZ Neuengamme im Hamburger Stadtgebiet. Am 7. August wurde der Hauptstandort der im Oktober 1942 aus Neuengammer Häftlingen zusammengestellten II. SS-Baubrigade nach Hamburg verlegt. Die Häftlinge, die in den Monaten zuvor nach Luftangriffen in Osnabrück, Bremen und Wilhelmshaven eingesetzt worden waren, wurden in Hammerbrook provisorisch in einem Bunker in der Süderstraße 301 untergebracht, teilweise auch in der Badeanstalt Süderstraße/Heidenkampsweg. Später wurde die auf 930 Häftlinge aufgestockte Baubrigade in der stark beschädigten Volksschule am Brackdamm einquartiert. Einzelne Häftlinge wurden zeitweilig aber auch andernorts in Hamburg untergebracht, so im Polizeigefängnis Fuhlsbüttel, im Untersuchungsgefängnis am Holstenglacis und im Holthusenbad in Eppendorf. Zwar war SS-Hauptsturmführer Gerhard Weigel Lagerleiter der bis April 1944 im Auftrag des Hamburger Polizeipräsidenten eingesetzten Baubrigade, doch wurden zur Bewachung der Häftlinge hauptsächlich Hamburger Polizisten (Luftschutzpolizei) herangezogen.

Angesichts der akuten Seuchengefahr in Hamburg bestand anfangs die Hauptaufgabe in der Bergung der Leichen, die in den vom Einsturz bedrohten Ruinen unter großer Lebensgefahr stattfand. Diese Arbeit mussten überwiegend KZ-Häftlinge der Baubrigade leisten. Noch im Januar 1944 wurden 37 der 57 im Einsatz befindlichen Bergungstrupps durch sie gestellt. Das Bestattungskommando bei den auf dem Ohlsdorfer Friedhof ausgehobenen Massengräbern bestand, abgesehen von der Bewachung, ausschließlich aus KZ-Häftlingen.

Nachdem die II. SS-Baubrigade im April 1944 abgezogen wurde, mussten die Aufräumarbeiten nun von Häftlingen übernommen werden, die in Außenlagern untergebracht waren, die 1944 im Hamburger Stadtgebiet entstanden waren. In den durch den Feuersturm völlig abgebrannten Stadtteilen Hammerbrook, Hamm-Süd und Rothenburgsort kamen vor allem die 2000 Häftlinge des Außenlagers Spaldingstraße und die 1000 Häftlinge des Außenlagers Rothenburgsort Bullenhusener Damm zum Einsatz. Weitere 3500 Häftlinge mussten Bombenschäden im Hafengebiet beseitigen. 1500 Gefangene der Frauenaußenlager wurden im Behelfsheimbau eingesetzt. Alle diese Arbeitseinsätze fanden im kommunalen Auftrag statt, die Zuständigkeit lag bei der Hamburger Bauverwaltung.

Zur Veranschaulichung der Arbeitsbedingungen dienen der teilweise mit bislang unbekanntem Fotos illustrierten Ausstellung auch Biografietafeln sowie ein knapp 30-minütiger Film über „KZ-Häftlinge im Bombenkrieg“, den Jürgen Kinter mit Ausschnitten aus 20 Interviews speziell für diese Ausstellung zusammengestellt hat. Wie eindringlich diese Berichte der Überlebenden waren bzw. sind, haben wir in der Lesung aus den Erinnerungen von Antoon Verberne erneut erfahren können.

Zu welchen psychischen Folgen die Erlebnisse dieser besonderen Arbeitseinsätze führten, wurde oft erst Jahre später deutlich. Die Bilder bei den Bergungsarbeiten in den abgeriegelten,

zu „Toten Zonen“ erklärten Stadtteilen im Hamburger Osten verfolgten die Überlebenden jahrzehntelang.

Was mich in diesen Berichten immer wieder besonders berührt, sind die oft sehr differenzierten Wertungen und die Ambivalenzen der Gefühle, die sich in den Schilderungen des Grauens noch Jahrzehnte danach zeigten. Für ausländische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge lag schon eine besondere Tragik darin, dass die britischen und amerikanischen Bomber bei ihren durch die deutsche Luftabwehr auch für die Flugzeugbesatzungen verlustreichen Angriffen mithin auch jene trafen, deren Hoffnung auf Überleben auf den Erfolg der alliierten Anstrengungen zur militärischen Niederringung des nationalsozialistischen Deutschlands gründete. Dass also viele von ihnen von Bomben getötet wurden, von denen sie sich ihre Befreiung erhofften.

Für die Häftlinge, die bei den Leichenbergungen eingesetzt waren, kam noch etwas anderes hinzu. Der ukrainische Häftling Pawel Pawlenko, über den in der Ausstellung auch eine Biografietafel zu finden ist, berichtete sehr detailliert von den Leichenbergungen aus den Ruinen und insbesondere den als Zufluchtsorten aufgesuchten Kellern. Und dann hielt er im Interview inne und sagte: „Meine Eindrücke waren, obwohl ich ja der Feind Deutschlands war in dieser Zeit, wenn du diese Toten siehst, Kinder, Alte, Frauen, sie taten mir einfach leid, [...] sie lagen in schrecklichen Positionen. Wir holten sie raus und warfen sie auf Anhängerwagen in der Straße [...]. Und, obwohl die Deutschen ja eigentlich schlecht waren, sie taten mir leid – diese Alten, Kinder und Frauen.“

Trotz allen Hasses auf ihre Peiniger durchziehen die Berichte immer wieder solche Stimmen des Mitgefühls, etwa bei Victor Baeyens aus Belgien, der es so formulierte: „Dann denken wir an die Dramen der Mütter, die ihre Kinder suchen oder umgekehrt. WAS FÜR EIN FLUCH IST DER KRIEG!“

Der bevorstehende 75. Jahrestag der „Operation Gomorrha“ findet in den Medien ein erfreulich großes Interesse. So erinnerte das Hamburger Abendblatt in den vergangenen drei Wochen in einer verdienstvollen 17-teiligen Serie an die Geschichte der Luftangriffe und ihre Folgen. Gestern fragte Matthias Iken im Hamburger Abendblatt unter der Überschrift „Hamburgs übertünchte Wunden“, wie es sein könne, dass die Erinnerung an die „Operation Gomorrha“ im Bild der Stadt „überraschend leblos“ sei. So seien heute nur noch vergleichsweise wenige Erinnerungszeichen an diesen schwerwiegendsten Einschnitt in der Stadtgeschichte sichtbar. Einige der Gedenkstätten wie das Bombenopfermahnmal von Volker Lang nahe dem S-Bahnhof Rothenburgsort würde inzwischen eher von Verwahrlosung und Vergessen zeugen. Dies nimmt er zum Anlass zu fragen, ob es vielleicht wegen der stärkeren Thematisierung der „Untaten der Deutschen“ in der gegenwärtigen Erinnerungskultur im Blick auf die Bombenopfer heute „eine Unfähigkeit zu trauern“ gebe. Wenngleich ich die Frage angesichts der zu recht beklagten Missstände gut verstehen kann, möchte ich diesem hier unterstellten Zusammenhang widersprechen.

Denn in diesem Museum, an dessen Konzeption die KZ-Gedenkstätte Neuengamme ebenso wie die Forschungsstelle für Zeitgeschichte und andere Akteure mitwirken durften, und in der gegenwärtigen städtischen Erinnerungskultur an den Volkstrauertagen und bei vielen anderen

Anlässen wird das Erinnern an die Opfer der NS-Gewaltherrschaft und an die Opfer des Bombenkrieges nicht gegeneinander gestellt, wie es andernorts manchmal erscheinen mag. Und wie es durchaus lange Zeit auch in Hamburg war; die große Studie von Malte Thießen „Eingebrannt ins Gedächtnis“ über Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005 benennt dafür viele Beispiele.

Da es der militärischen Niederringung des Deutschen Reiches bedurfte, um Europa von der nationalsozialistischen Herrschaft zu befreien, war der Militäreinsatz der Alliierten ein Segen und erfüllte zweifellos die Kriterien eines „gerechten Krieges“, wie sie in der kirchlichen Dogmatik und im Völkerrecht entwickelt wurden.

Im Blick auf die „Operation Gomorrha“ ist sich die neuere Forschung auch darin weitgehend einig, dass die Zerstörungen, der weitgehende Ausfall der Grundversorgung, die Fluchtbewegungen und das allgemeine Chaos zu einer nachhaltigen Schwächung der in Hamburg und insbesondere im Hafen massierten Rüstungsindustrie führten, einer Schwächung, die aus alliierter Sicht genauso wichtig war wie die direkten Angriffe auf die Waffenfabriken, auf die dem U-Boot- und Kriegsschiffbau dienenden Großwerften und die für die Treibstoffversorgung der Wehrmacht besonders wichtigen Raffineriebetriebe im Hafen.

Doch wenngleich die Angriffe somit einem gerechten Ziel dienten, so wissen wir, dass die im Januar 1943 auf der Konferenz von Casablanca beschlossene Strategie des *moral bombing* mit der Folge von Flächenbombardements auf Wohnbezirke im Blick auf die erhoffte Brechung der Massenloyalität zu Hitler das falsche Mittel war. Vielmehr steigerten sie die Radikalität des totalen Krieges und den Endkampf fanatismus vieler Deutscher. Aber Fragen nach der Wirkung der Angriffe können ohnehin nicht überdecken, dass Flächenbombardierungen von Wohnquartieren völkerrechtswidrig waren und sind. Den tausendfachen Tod in der Zivilbevölkerung herbeizuführen und diesen als Waffe in der Kriegsstrategie zu nutzen, war damals wie in heutigen Kriegen ein Verbrechen. Auch dies wird in diesem Ort, der sich als Mahnmal für den Frieden und als Antikriegsmuseum versteht, klar zum Ausdruck gebracht.

Aber wir dürfen nicht vergessen, dass die deutsche Luftwaffe, wie zuvor in Guernica geprobt, schon am ersten Tag des Überfalls auf Polen am 1. September 1939, die Wohnquartiere im polnischen Kleinstädtchen Wilun zerstörte und damit den Auftakt zu einer unerbittlichen Kriegsführung auch gegen die Zivilbevölkerung unternahm. In den Strudel einer zunehmenden Barbarisierung des Krieges gerieten in der Folge auch die Alliierten, auch wenn sie für eine gerechte Sache kämpften. So traten den „Untaten der Deutschen“ alliierte Untaten zur Seite. Die Schuld der Nationalsozialisten mindert dies jedoch in keiner Weise.

Ich möchte nicht schließen, ohne Dank zu sagen. Dank zunächst an Herrn Francke, der vor einem Jahr auf uns zukam und uns im Namen seines Vorstands einlud zum 75. Jahrestag der Luftangriffe eine Sonderausstellung zu diesem Thema zu erstellen. Diesem Wunsch sind wir gern nachgekommen. Den Förderkreis Mahnmal St. Nikolai und die KZ-Gedenkstätte Neuengamme verbindet eine langjährige gute Zusammenarbeit, auch dies ist m.-E. ein Zeichen dafür, dass wir gemeinsam durch Aufklärung Vereinnahmungsversuchen und Verwerfungen entgegenwirken, bei denen die Opfer gegeneinander gestellt werden, um Schuld abzuschwächen, Geschichte zu relativieren oder Leid zu leugnen. Dass dieses Museum nicht

missverstanden werden kann, sondern die historischen Zusammenhänge und politischen Verantwortlichkeiten für den von den Nationalsozialisten über nahezu ganz Europa ausgebreiteten Krieg klar herausstellt, dafür bin ich dem Förderkreis sehr dankbar, der als private Initiative damit auch Hamburg einen sehr großen Dienst erweist.

Sodann gilt mein Dank Katharina Hertz-Eichenrode, der überaus fachkundigen Kuratorin dieser Ausstellung. Als Mitarbeiterin des Förderkreises Mahnmal St. Nikolai stand ihr ein Team mit der Archivarin und Historikerin Alyn Beßmann, der wiss. Volontärin Lisa Herbst und dem Praktikanten Oliver Vorfeld aus der KZ-Gedenkstätte Neuengamme engagiert zur Seite, das durch Pastor Hanno Billerbeck von der Kirchlichen Gedenkstättenarbeit starke Unterstützung erfuhr.

Das Lektorat lag in den bewährten Händen von Dieter Schlichting, die Gestaltung und Produktion realisierten gewohnt professionell Michael Schulz und Wolfgang Wiedey, die Technik übernahm Jürgen Reichardt. Die Übersetzungen ins Englische, die angesichts der vielen ausländischen Touristen, die diese Dokumentationsstätte aufsuchen, ein „Muss“ war, besorgten Ana Buka und Georg-Felix Harsch, Hamburg

Ferner ist zahlreichen Leihgeberinnen und Leihgebern zu danken, deren Namen Sie auf der Impressumstafel finden. Der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius danken wir sehr herzlich für die finanzielle Förderung des Films.

Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit und würde mich freuen, wenn Sie von dieser Ausstellung in Ihrem jeweiligen Umfeld berichten würden, auf das die Ergebnisse dieser Recherchen ein möglichst großes Publikum finden.